

«We're all mad here?»

Im Wunderland der US-Konservativen

Antrittsvorlesung als Privatdozentin in American Studies

Universität St.Gallen, 18. Dezember 2018

Einleitung

Ich nehme Sie sogleich mit nach Amerika, in die Stadt, deren Wolkenkratzer auch für Ayn Rand der Inbegriff amerikanischen Pioniergeists und Unternehmertums war: New York.

Am 29. April 1932 legte dort der Ozeandampfer *Berengaria* an, der als Reparationszahlung von deutschen in britische Hände gewechselt und nach dem ersten Weltkrieg zahlreiche Emigranten in ihre neue Heimat befördert hatte. Mit an Bord war in jenem Frühling eine Alice Hargreaves, die im Mai an der Columbia University geehrt werden sollte. Mrs Hargreaves – die sich gerne, wenn auch ungerechtfertigt, mit «Lady» ansprechen liess – erhielt einen Ehrentitel, aber nicht etwa für eigene Leistungen. Vielmehr sollte sie dafür ausgezeichnet werden, siebzig Jahre früher einen Oxford-Dozenten für Mathematik zu einem der berühmtesten Kinderbücher der Weltliteratur inspiriert zu haben: Charles Dodgson, uns allen bekannt als Lewis Carroll, widmete der damals zehnjährigen die Geschichte ihrer Namensvetterin «in Wonderland», im Wunderland.



Alice Hargreaves – Alice, wie John Tenniel sie zeichnete – Alice Liddell, fotografiert von Charles Dodgson

Die amerikanische Presse der Zeit bejubelte ihren Besuch und beschwor angesichts der realen Alice jene im fiktiven Spiegel herauf. So schrieb ein Journalist, Lady Hargreaves habe während eines Empfangs gemeint: «Curiouser and curiouser» – «Merk- und merkwürdig!» Die Dame liess sich zeitweise ein auf den Tanz zwischen Fakt und Fiktion, liess zu, dass ihre Präsenz stets im Schatten ihres fiktiven Alter Egos stand. So meinte sie in einer Radiosendung, mit der Reise nach Amerika sei sie in ihr eigenes Wunderland zurückgekehrt.

Amerika, ein Wunderland?

Fürwahr hatte die einst so neue Welt für Europäer stets eine Faszination, die sich in zahlreichen Auswandererbiografien niederschlug. Aus kindlichem *Gwunder* wurde indessen nicht immer erwachsene *Bewunderung*, sondern immer wieder auch *Verwunderung* – und gerade heute scheint diese Spielform des Wunderns unsere Gefühle zu dominieren. Wie die fiktive Alice scheinen wir vorgeblich vernünftigen Europäer in der Auseinandersetzung mit Amerikas Gegenwart, insbesondere der politischen Gegenwart, in jenes verwunschene Kaninchenloch zu stürzen, an dessen Ende wir schliesslich in einer verrückten Teegesellschaft landen.

«We're all mad here» – «Wir alle hier sind verrückt.» Was die Cheshire-Katze, die nach Gutdünken auftaucht und alsbald wieder verschwindet, über Lewis Carrolls Wunderland sagt, scheint für viele von uns auf die USA zuzutreffen. Zumindest für dessen konservativen Teil. Aber dürfen wir so einfach urteilen? Denn die Cheshire-Katze fügt an: «Ich bin verrückt. Du bist verrückt.»

Aber immer der Reihe nach. Oder wie der König gegen Ende von Alices erstem Abenteuer meint: «Begin at the beginning, ... and go on till you come to the end: then stop» – «Fang mit dem Anfang an ... und geh weiter bis zum Schluss: dann hör auf.»

Den Anfang macht ... Alice. Alice und ihr Nachleben in Amerika, ihr Weiterleben in der gegenwärtigen US-Politik.

In einem zweiten Teil möchte ich mich der *madness* zuwenden, jenem Wahnsinn oder jener Verrücktheit, die die amerikanische Politik erfasst haben soll.

Und schliesslich will ich mich nochmals Alice widmen – und damit der Frage, wer in dieser Erzählung eigentlich das unschuldige Mädchen verkörpern soll.

1.

Alice also.

Spätestens Walt Disneys grandiose Verfilmung von 1951 hat das altkluge Mädchen jedermann bekannt gemacht. 1865 erschienen, brach das erste Alice-Buch mit den Grundsätzen viktorianischer Kinderliteratur, gemäss derer Geschichten zur moralischen Erziehung beizutragen hatten. Alice ist wohl gut erzogen und betont gerne ihre guten Manieren, aber Alice erzieht nicht. Im Gegenteil: Lewis Carrolls Erzählung ist Nonsens im besten Sinne. Zwar meint einer seiner Charaktere: «Everything's got a moral – if only you can find it.» – «Alles hat eine Moral, man muss sie nur finden.» Doch weder der erste Band noch der zweite, «Durch den Spiegel und was Alice dort fand», fahren den Zeigefinger aus. Stattdessen tummeln sich die eigenartigsten Kreaturen im Wunderland respektive später im Spiegelland, vom stets verspäteten weissen Kaninchen über das Huka-rauchende Raupentier, die Zwillinge Dideldum und Dideldei bis zur köpf-wütigen Herzkönigin.

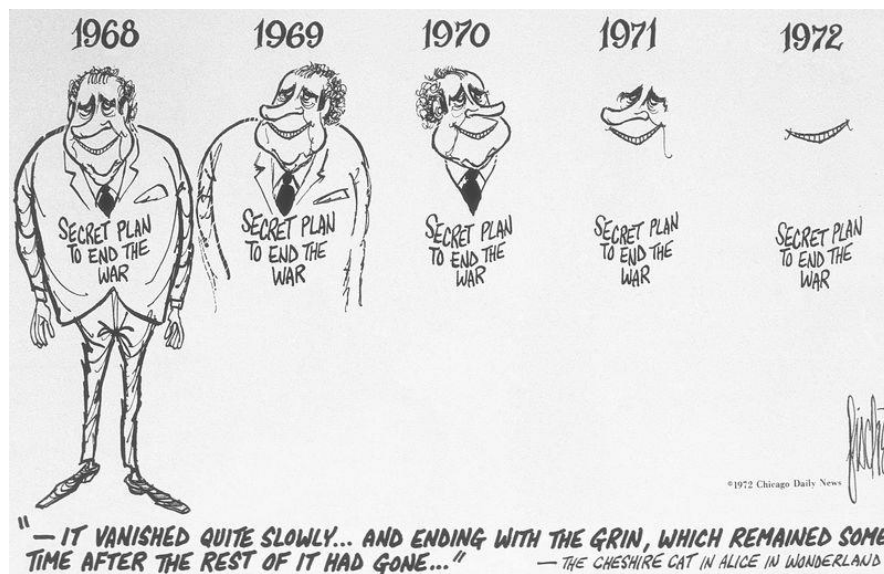


Dank den Illustrationen des damals ohnehin schon bekannten John Tenniel nahmen all diese Figuren unverwechselbare Gestalt an. Der Meister der politischen Karikatur bebilderte die Erzählungen nicht nur, sondern verwob seine Zeichnungen geradezu mit dem Text und brannte diesen in das kollektive angelsächsische Gedächtnis. Gleichzeitig schmuggelte er, für den erwachsenen Leser der Zeit durchaus erkenntlich, Verweise an die Politik Englands und der Welt ins Wunderland. Amerikanischstes Beispiel ist die besagte Cheshire-Katze, der ein gewisser Abraham Lincoln als Waschbär vorausging.

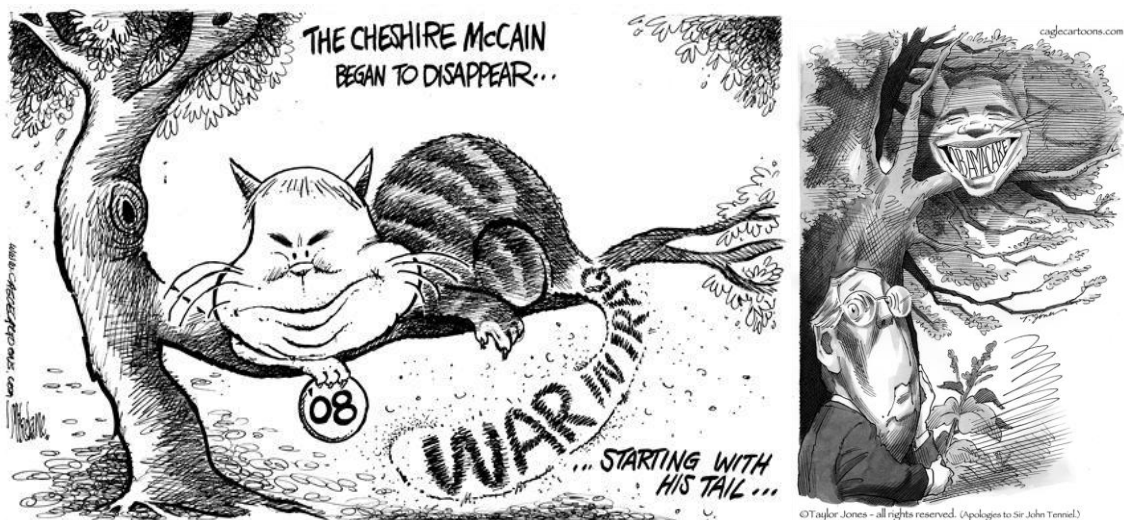
Auch wenn Alice selbst keine Predigt halten oder Propaganda sein wollte, so wurde sie doch rasch für diese Zwecke entdeckt und missbraucht – auf beiden Seiten des Atlantiks. Zu bekannt, zu stark im allgemeinen Bewusstsein waren Carolls Motive schon verankert, als dass sie dem entkommen konnte. So transportierte der amerikanische Romancier John Kendrick Bangs 1907 Alice ins «Blunderland», in ein Land der Fehlleistungen, zu denen der Autor kollektivistische Wirtschaftslösungen zählt. In dieselbe politische Kerbe schlägt 1934 das Pamphlet «Frankie in Wonderland», in dem ein anonym Autor den neugewählten Präsidenten Franklin Delano Roosevelt wähnt. New Deal? Eine gefährliche, sozialistische Narretei, die nur im Rahmen einer verrückten Teegesellschaft ausgebrüht werden konnte. Weniger belustigend ist die im selben Jahr erschienene Träumerei von «Hitler's Wonderland», deren Autorin schon an den «Protokollen der Weisen von Zion» mitgewirkt hatte, einem Machwerk, das die Urheber von Soros-Verschwörungstheorien als verhältnismässig harmlos und geradezu fantasiebefreit erscheinen lässt.

Tenniels Illustrationen wurden zum Bezugspunkt für all jene, die sich später an Carolls Werk versuchten. Dazu der hohe Wiedererkennungswert der Figuren, die Vertrautheit mit ihren kleinen Schrullen - all dies lud ein, sie in Karikaturen wieder auftreten zu lassen. Die Verbindung zu Carolls Welten erlaubt Karikaturisten den Brückenschlag zur Leserschaft, die sich seit Kindsbeinen ob des weissen Kaninchens wundert oder über Humpty Dumpty amüsiert.

Auch US-amerikanische Zeichner haben sich dieses Geschichten- und Bildinventars bedient und bringen seit Jahrzehnten Carolls Charaktere in die politische Debatte ein – immer unterhaltsam, oft bissig, manchmal ätzend, aber *nie*, und hier unterscheiden sie sich klar von ihrem Ursprung, *nie* ohne Sinn und Moral. Dabei finden sich Politiker von links bis rechts, so weit diese einfache Politgeographie überhaupt zutrifft, in diversen Rollen wieder. Allein unsere Cheshire-Katze regt die Fantasie der Karikaturisten immer wieder an. 1972 tut es der ohnehin enigmatische Präsident Nixon der Katze gleich: Nixons viel beschworener Plan zur Beendigung des Vietnamkriegs verliert allmählich seine Konturen – um dann gänzlich zu verschwinden.



Im Wahlkampf 2008 lässt ein anderer Zeichner den republikanischen Kandidaten, den mittlerweile verstorbenen John McCain, ganz nach dem literarischen Vorbild auf dem Aste liegen, seine einstigen Standpunkte zum Irakkrieg allmählich verblassend. Ähnlich verwandelt sich hier McCains einstiger Gegner, Barack Obama, in die Cheshire-Katze, die hämisch grinsend ihre Zähne zeigt – Obamacare, ein Erbe, an dem sich der Mehrheitsführer im Senat, Mitch McConnell, die eigenen Zähne noch ausbeissen würde.



Alice begleitet uns also schon lange durch die amerikanische Politik, aber ihre Präsenz ist noch viel ausgeprägter seit – 2009.

2009?

Kurz nach Barack Obamas Amtsantritt wurde ein sonst wohl kaum beachteter Bericht von der Börse Chicagos zum Gründungsmythos einer Bewegung, welche die US-Politik, vor allem die konservative Bewegung und die Republikanische Partei, in einer Weise aufmischen würde, wie dies zuletzt 1964 zu beobachten war. Zu einer an sich schlechten Sendezeit tat am 19. Februar 2009 der CNBC-Börsenberichterstatte Rick Santelli seinen Unmut über die Regierung Obama kund, die jene «Verlierer» finanziell unterstütze, die ihre Hypotheken nicht mehr bezahlen konnten. Unter Beifall und Gejohle der umstehenden Händler an der Chicagoer Börse rief Santelli zum Protest auf und schlug eine Wiederauflage der Bostoner Tea Party von 1773 vor, die einst den Beginn der amerikanischen Revolution markiert hatte, als Bostoner Bürger in den Hafen eindringen und drei Ladungen Tee von Schiffen der britischen East India Trading Company ins Hafenbecken kippten. Der Rest ist wohl bekannt: Die Bilder von kostümierten Demonstranten in Amerikas Grossstädten, natürlich auch in Washington, D.C., gingen um die Welt. Wütende Bürger, die sich in kleinen, lokalen Gruppen organisierten, und gegen die Wahl Obamas, dessen Pläne in der Wirtschafts- und Gesundheitspolitik protestierten, sich aber auch gerne in Widersprüchen verhedderten und in der medialen Darstellung schnell auch mit rechtsextremen Gedankengut assoziiert oder schlicht für – ja, verrückt erklärt wurden.

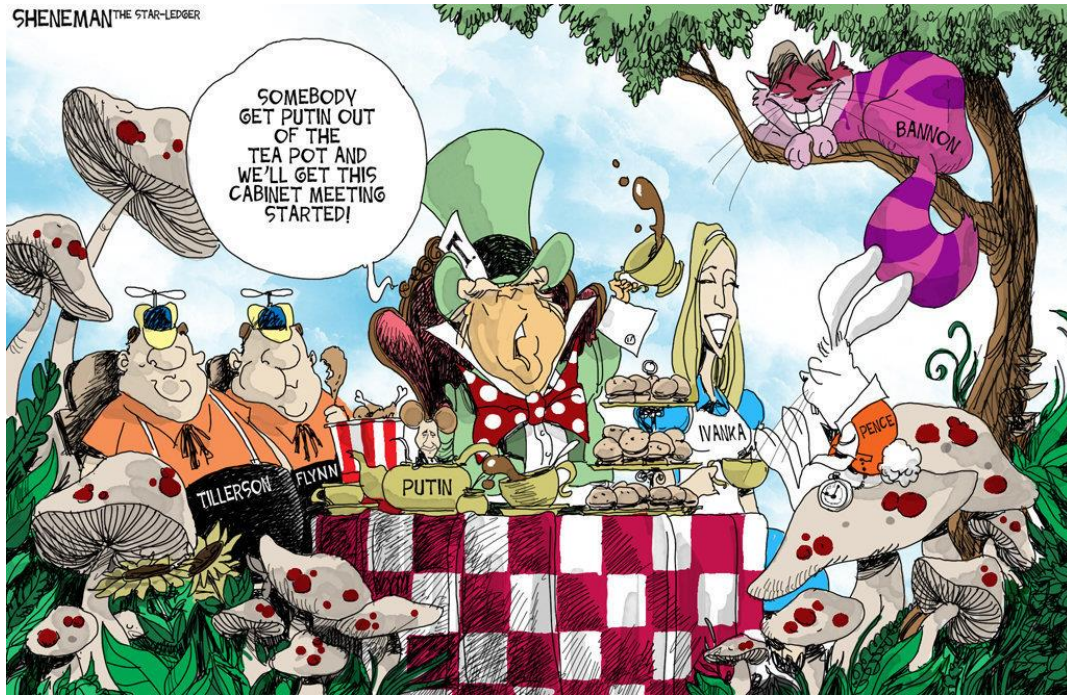


Entsprechend drängte sich die bildhafte Brücke zu Alice geradezu auf: Der bekannte Comickünstler Garry Trudeau lässt oben bereits anklingen, dass sich wohl der «Mad Hatter», der verrückte Hutmacher unter diese verrückte politische Teegesellschaft gemischt und das Zepter übernommen hat.



Und der Hauskarikaturist des Economist, Kevin KAL Kallaugher setzt die präsentesten Köpfe der Bewegung zur Tea Time zu Tisch. Den Part der Alice übernimmt Sarah Palin, als verrückter Hutmacher fungiert das einstige Fox News-Aushängeschild Glenn Beck, und als Märzhäsen sieht man Rush Limbaugh, einen konservativen Radiomoderator.

«We're all mad here» – wir alle hier sind verrückt. Was der Tea Party-Bewegung in den kollektiven Mund gelegt wurde, würde und musste ab 2016 wieder und wieder ertönen. Denn – konnte es sich bei der Kampagne dieses eitlen Fatzke aus der Immobilienbranche, mit seinem clownesken Gebaren und den steten Tabubrüchen um etwas anderes als einen Wahnsinnigen, einen Verrückten handeln? Und so wiederholen sich nicht nur die medial-psychologischen Diagnosen, sondern auch die Alice'sche Bildsprache, mit dem Trumpschen Kabinett beim Tee:



Der einstige Aussenminister Rex Tillerson wird zum dummen Zwilling von Michael Flynn, von dem wir nur noch im Kontext eines Strafverfahrens hören; Vizepräsident Mike Pence sitzt als unbeteiligt scheinender Märzhase im Abseits, während Steve Bannon als verschlagene Cheshire-Katze als einziger den Überblick zu bewahren scheint – bis er von seinem Baum verschluckt wird. Tochter Ivanka wohnt dem Spektakel als scheinbar unschuldige Alice bei. In der Mitte thront der verrückte Hutmacher selbst, Donald Trump. Und vielleicht träumen all jene, die Trump mit dem Hutmacher gleichsetzen, davon, dass auch er dasselbe Ende nehmen wird wie sein Vorbild im Wunderland: ab ins Kittchen! So geschieht es mit dem fiktiven Vorbild, obschon der Hutmacher sein Verbrechen erst in der Zukunft begehen wird. Ganz getreu dem Motto der Herrscher im Wunderland: «Sentence first – verdict afterwards.» «Erst das Urteil – den Spruch später.»

Diese Bilderbrücken liessen sich endlos weiterbauen, denn die Cartoonlandschaft bietet uns Trump als Dideldum, als Cheshire-Katze, als cholerische Herzkönigin. Und genauso werden auch seine gegenwärtigen Gegner inszeniert und re-imaginiert. Nett, lustig, manchmal vielsagend, manchmal auch nur repetitiv. Im heutigen Kontext beunruhigt indessen eines: die Leichtfertigkeit, mit der das Politische pathologisiert wird.

2.

Was meine ich mit der Pathologisierung des Politischen?

«We are all mad here», alle hier sind verrückt, meint die Cheshire-Katze – heute heisst es in erster Linie: Die anderen, das sind die Verrückten, die Wahnsinnigen, die Spinner. Und so wird gerade der Präsident ständig auf die imaginäre Therapeutencouch verdonnert, wird sein

Verhalten zerredet, analysiert, kritisiert und für krank, narzisstisch, histrionisch, bipolar, et cetera befunden. So scheuen sich Psychiater nicht, den Präsidenten – wie in Bandy Lees «The Dangerous Case of Donald Trump» – öffentlich für, eben, verrückt zu erklären, als Gefahr für sich und die Menschheit darzustellen. Und mit ihm indirekt auch seine Wähler und Wählerinnen, die dumm genug waren, diesem Mann ihr Vertrauen auszusprechen, obschon ihnen das Böse ja hätte ins Auge springen müssen.

Wir waren schon einmal an diesem Punkt in der amerikanischen Politik.

1964 nominierten die republikanischen Wähler einen gewissen Barry Goldwater, Senator aus Arizona, zum offiziellen Präsidentschaftskandidaten. Und das gegen den Willen der Parteiobere, die bis dahin das letzte Wort im Nominierungsprozess hatten. Damals wie 2016 entschieden sich die Wähler gegen jene Kandidaten, welche die Unterstützung der «richtigen» Leute hatten. Damals wie 2016 zogen die Wähler jenen Kandidaten vor, dem man nachsagte, wahnsinnig zu sein: Während des Wahlkampfs 1964 versammelte das Magazin *fact* die Stimmen von über tausend Psychiatern, die dem republikanischen Kandidaten attestierten, den psychologischen Anforderungen des Präsidentenamtes nicht zu entsprechen, vielmehr geisteskrank zu sein. Im fraglichen Beitrag, in Anspielung auf Goldwaters «The Conscience of a Conservative» mit «The Unconscious of a Conservative» betitelt, bauten die befragten Experten für geistige Gesundheit auf die öffentlichen Äusserungen Goldwaters, so beispielsweise seine leichtfertigen Bemerkungen zum Einsatz von Nuklearwaffen oder seine angebliche Entrücktheit vom Leben des «kleinen Mannes». Im Lichte dieser geschulten Meinungen erschien dann auch das berühmteste aller «Attack Ads», aller gegnerischen Werbefilmchen, nicht ganz so hysterisch: Im Spot erscheint ein kleines Mädchen, das gedankenversunken die Blütenblätter eines Gänseblümchens zupft, bis plötzlich aus dem Off eine Stimme von 10 rückwärts zählt. Und dann – der grosse Knall, eine Atombombe wird gezündet und es droht die Apokalypse. Es steht viel auf dem Spiel bei diesen Wahlen, sagt der Spot. Wer seine Stimme Goldwater gibt, riskiert Frieden, Wohlstand, und überhaupt.

2016 ist der Ton ähnlich fatalistisch. Hillary Clintons Team lehnt sich in seiner Bildsprache sogar an diesen legendären Spot an und suggeriert, mit Trump würde der Wahnsinn ins Weisse Haus einkehren. Und auch die Gilde der Psychiater mischt sich wieder ein, und dies obschon die American Psychological Association im Zuge der Goldwater-Ferndiagnosen ihren Mitgliedern Standards verordnet hatte, niemanden krank zu erklären, ohne sie oder ihn auch tatsächlich untersucht zu haben.

Kaum ist Trump gewählt, schiessen Spekulationen ins Kraut, ob man den Präsidenten nicht aufgrund des 25. Amendment loswerden könnte. Der vierte Absatz dieses Verfassungszusatzes sieht vor, dass der Vizepräsident und hohe Kabinettsmitglieder einen Präsidenten für amtsunfähig erklären können, wenn er selbst nicht in der Lage ist, seine Verantwortung bei Bedarf abzugeben. Sollte dies nicht auch bei einem Wirrkopf möglich sein,

einem Geisteskranken, der doch so klar gegen die Vernunft handelt? Von zweifelhaften Quellen wie Michael Wolffs «Fire and Fury» bis zu seriös recherchierten Beiträgen wie Bob Woodward's «Fear» scheint Einigkeit zu herrschen, dass im präsidentialen Oberstübchen etwas nicht stimmt.

Und warum sollte es ihm nicht gleich ergehen wie dem verrückten Hutmacher, der sogar im Gefängnis landete?

Bis jetzt ist es beim Wunsch geblieben.

Und auch wenn ich Trump nicht mag, ihn für einen Flegel und Schlimmeres halte, ist es meiner Meinung nach gut, dass der 25. Verfassungszusatz weiterhin vor sich hindämmert. Denn mir scheint hier nicht echte Sorge im Hintergrund zu stehen, Amerika könnte von einem psychiatrisch auffälligen Herrn an den Abgrund geführt werden. Vielmehr handelt es sich um eine Pathologisierung des politisch Anderen und eine Vereinfachung echter, ernstzunehmender Probleme.

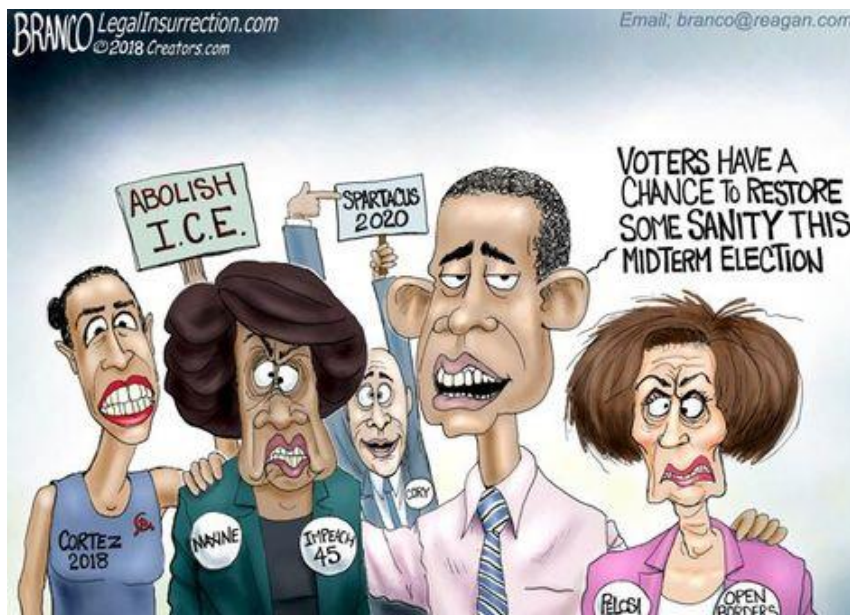
Um näher darauf einzugehen, möchte ich mich von unserer Kombination aus Herzkönig und Hutmacher, also von Donald Trump, entfernen. Es ist letztlich gleichgültig, ob der Mann im klinischen oder anderen Sinne spinnt. Amerika hat – und das verdrängt man gerne – bereits einige Präsidenten erlebt, die psychische Probleme hatten. Insbesondere Depressionen haben von Abraham Lincoln bis John F. Kennedy auch die allgemein für gross befundenen Präsidenten gequält, Suchtprobleme waren nicht nur den First Ladies vorbehalten. Die heutige Obsession mit der absoluten Gesundheit der Präsidenten zeugt von der Sehnsucht nach Lichtgestalten, die man wie einst Washington und eben auch Lincoln zu göttlichen Wesen überhöhen konnte, da man wenig von ihren persönlichen Dämonen ahnte und auch nicht nach diesen suchte. Und das Verlangen nach Engelsflügeln zeigt nicht zuletzt, wie auch die vorgeblich unendlich tolerante Gesellschaft nach wie vor Grenzen zieht und just jene Krankheitsbilder stigmatisiert, mit denen ein offener Umgang längst Not täte.

Nein, ich möchte hier keine Lanze für jene brechen, die wie der Psychiatrie-Professor Nassir Ghaemi von der renommierten Tufts University argumentieren, dass Führungsfiguren mit psychischen Erkrankungen in Krisen besser agieren. In dieses Forschungsfeld will ich mich nicht wagen.

Aber ich will mich gegen die Pathologisierung des politisch Andersdenkenden stellen. Also, nun endlich, was meine ich damit?

Nicht nur in der amerikanischen Politik beobachten wir, dass dem politischen Gegner nachgesagt wird, er sei – verrückt. So ergeht es nicht nur Trump und seinen Anhängern, sondern auch ihrer Vorgängerbewegung, der Tea Party, davor genauso jenen, die George W. Bush, Ronald Reagan oder eben Barry Goldwater ihre Stimme gaben. Umgekehrt sagt auch

die politische Rechte ihren Gegnern nach, im Wunderland zu leben, nicht zuletzt in der jetzigen politischen Situation.



Hier der spöttische Blick auf die Hoffnungen von Demokraten, die Polizei- und Zollbehörde ICE (United States Immigration and Customs Enforcement) abzuschaffen und weiterhin eine Politik der – angeblich – offenen Grenzen voranzutreiben. Die Situation erinnert weniger an Alice und ihre Begegnungen im Wunderland als vielmehr an ein vielzitiertes Experiment, in dem sich zwei Psychiater anschicken, einander zu therapieren – jeder im Glauben, der andere sei geisteskrank und halte sich für einen Psychiater.

Allerdings wird heutzutage vor allem konservativen Republikanern vorgeworfen, in einer Parallelwelt zu leben und psychiatrische Hilfe zu benötigen. So finden es auch professionelle Webseiten wie *Psychology Today* belustigend, Beiträge mit dem Titel «Conservatism as a Mental Illness», «Konservatismus als Geisteskrankheit» zu veröffentlichen. Dass es sich bei politischen Überzeugungen um Krankheitsbilder respektive Veranlagungen handelt, wird zusätzlich verstärkt, wenn man in den populärsten Politbüchern der jüngeren Vergangenheit blättert. Insbesondere die Forschung des Moralphysikologen Jonathan Haidt, versammelt in seinem Buch «The Righteous Mind», legt nahe, dass unsere politischen Ideen weniger Resultat tiefer Reflexion und kritischer Auseinandersetzung sind als vielmehr das schlichte Resultat von Veranlagung. Dass unser Unterbewusstsein unser Denken wesentlich stärker steuert als unsere vielgelobte Ratio. Dann also doch: politische Überzeugungen nichts weiter als psychische Probleme, von denen die einen, vorzugsweise die Konservativen, mehr betroffen sind als andere?

Die Pathologisierung politischen Denkens kommt einer Dämonisierung gleich und suggeriert, dass Dialog und Ideenstreit sinnlos sind. Wie mit dem verrückten Hutmacher und seiner Tischgesellschaft kein vernünftiges Gespräch zustande kommen kann, so ist mit dem politisch

«Anderen» kein Staat zu machen. Damit will nicht gesagt sein, dass wir die Forschung eines Jonathan Haidt geflissentlich ignorieren und in jenen Giftschränk stecken sollen, in dem andere Forschungsgebiete ihnen unliebsame Erkenntnisse weggesperrt haben. Ich plädiere dafür, den Widerstreit der Ideen nicht auf Fragen der Veranlagung und Sozialisation zu reduzieren, sondern den Menschen weiter als vernunftbegabtes und damit der Vernunft zugängliches Wesen zu verstehen. Tun wir dies nicht, versperren wir den Weg für Kompromiss und verunmöglichen das Zusammenleben. Wir machen es uns zu gemütlich in der eigenen Ecke und gefallen uns zu sehr in unserer vorgeblichen Überlegenheit, sei diese intellektueller oder anderer Natur.

Ohnehin, und damit kommen wir wieder zu Alice zurück, scheint die heutige Debatte zu sehr auf die Teegesellschaft zu fokussieren: verrückt, nicht verrückt, alle verrückt? Konstruktiver wäre ein anderer Blick auf Amerikas Konservative, zu dem uns wiederum Lewis Carroll einladen könnte.

3.

Noch bevor Alice der Cheshire-Katze begegnet und zur verrückten Teegesellschaft stösst, erspäht sie auf dem Rande eines Pilzes ein grosses Raupentier, das gedankenverloren an seiner Huka zieht und das neugierige Mädchen erst spät bemerkt. «Who *are* you?» – «Wer bist *du*?» Das Raupentier ist nicht das erste und wird nicht das letzte Wesen bleiben, das Alice so direkt fragt. Alice wird nicht nur ständig nach ihrer Identität gefragt, bloss damit diese sogleich wieder in Frage gestellt wird. Alice muss auch ständig um ihr Selbst fürchten: Sie droht, in ihren eigenen Tränen zu ertrinken; nie wieder eine normale Körpergrösse zu erlangen; von den Soldaten angegriffen zu werden; in einen Kieselschauer zu geraten... So amüsant die Welten sind, in die sie durch das Kaninchenloch und durch den Spiegel gerät, so unsicher ist die heile Rückkehr aus all diesen Fährnissen.

Übertragen auf die amerikanische Politik stellt sich die Frage: Wer ist hier Alice? Für die Cartoonisten gibt es immer wieder andere Antworten. Mal erscheinen Politikerinnen wie Hillary Clinton und Sarah Palin im blauen Kleid mit weisser Schürze, und wundern sich ob des Treibens um sich herum. Im Gegensatz zu Carolls Alice scheinen sie aber gleichsam in ihrem Element und wissen um die Regeln der Wunderwelt, haben damit nicht sonderlich viel gemein mit dem kleinen Mädchen, das sich staunend dem seltsamen Treiben ausliefert und nie weiss, welchen Figuren sie als nächstes ausgesetzt wird. Eine noch grössere Fehlbesetzung ist der Präsident selbst, der vor wenigen Wochen im New Yorker als «Malice», als Bosheit, das Wunderland heimsuchte und dort von Putin in Raupengestalt beraten und von einem weissen Kaninchen mit Steve Bannons Antlitz in die Parallelwelt Politik entführt wird. Passender ist da schon das Bild von Alice als Jedermann (oder Jedefrau), als Stimme der Vernunft aus dem Off, die sich über den Nonsens der Mächtigen zugleich wundert und ärgert.

Aber lassen Sie mich bitte eine neue Alice-Figur vorschlagen, auch wenn die Analogie nicht ganz perfekt ist. Aber immerhin: vieles passt:

1. 2016 erfolgte der Fall in den Kaninchenbau – die vertraute Umgebung löste sich auf.
2. Die Frage nach der Identität stellt sich hier ständig – eine Selbsthinterfragung war längst überfällig.
3. Die Gefahr besteht, durch Herzkönigin und andere unberechenbare Faktoren, nicht zuletzt die eigene Naivität, völlig zu Fall gebracht zu werden.

Wer also soll Alice in unserer Geschichte sein?

Ich würde meinen: die Konservativen in Amerika.

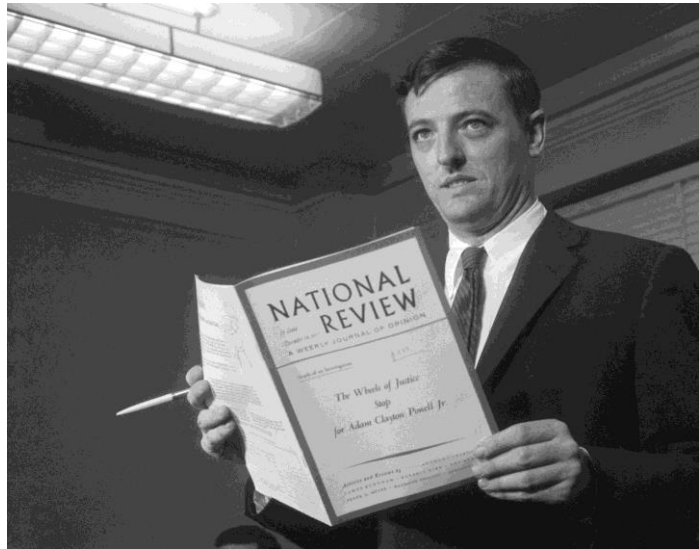
Sie werden protestieren. Alice ist schliesslich unschuldig, gerät bloss auf Grund ihrer unbändigen Neugier in die Bredouille und hat sonst wenig Steuerkraft. Die konservative Bewegung, wie sie sich in den USA seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs entwickelt und die republikanische Partei zusehends eingenommen hat – das ist nun wirklich kein Kind von Unschuld. Eher eine Art Zauberlehrling, der jenen Geistern nicht mehr Herr wird, die er in blindem Verlangen nach Macht aus dem Kellerverlies der Geschichte lockte.

Hier muss - natürlich - präzisiert werden, was mit «den» Konservativen gemeint ist. Tatsächlich ist die Übersetzung politischer Begrifflichkeiten in andere geographische und gesellschaftliche Kontexte immer eine heikle Angelegenheit, aber gerade im Falle Amerikas, uns so vertraut und fremd zugleich, tapen wir immer wieder in Vereinfachungsfallen. Amerikas Konservative sind ja längst nicht alle konservativ im klassischen Sinne. George H. Nash war der erste Wissenschaftler, der die konservative Bewegung ernst nahm und ihr eine historische Abhandlung widmete. Im Verlauf seiner Forschung identifizierte er mehrere Stränge, die die amerikanische konservative Bewegung ausmachen:

- einen traditionalistischen Strang, der sich im Erbe konservativer Vordenker wie Edmund Burke sieht und am ehesten unserem europäischen Verständnis von konservativ entspricht;
- in der Anfangsphase ein anti-kommunistischer Block, der die Vereinigung durchaus widersprüchlicher Ideen ermöglichte – nichts eint so sehr wie ein gemeinsamer Feind;
- eine libertäre Strömung, sprich Anhänger klassisch liberaler Ideen, wie sie Friedrich August von Hayek unter anderem in Amerika verbreitete, aber auch marktradikale Überzeugungen, die auch durch Ayn Rands Romane populär wurden;
- später dann die Neokonservativen, die in den 1960er-Jahren von sich behaupteten, einen genuin amerikanischen Konservativismus zu prägen;
- und schliesslich die Religiösen Rechten, die mit Ronald Reagan «ihren» ersten Präsidenten im Weissen Haus wählten.

Was in unseren Breitengraden in unterschiedlichen Parteien ein Zuhause fände, wird in den USA unter einem Dach einmal besser, einmal schlechter vereint. Dabei spreche ich nicht nur vom Dach der Partei, die ohnehin weniger wichtig ist als diesseits des Atlantiks. Nein, es geht auch um die Konservativen als intellektuelle Bewegung. Und gerade diese tut sich schwer mit den jüngsten Entwicklungen.

Die Zeitschrift «National Review» stand einst im Zentrum der konservativen Bewegung, sowohl der intellektuellen wie der politischen. Unter der Führung ihres charismatischen Chefredakteurs William F. Buckley definierte sie, welche Themen die verschiedenen Schattierungen des amerikanischen Konservatismus wie vereinigt, welche Debatten am meisten Gewicht erhalten würden – und wer sich



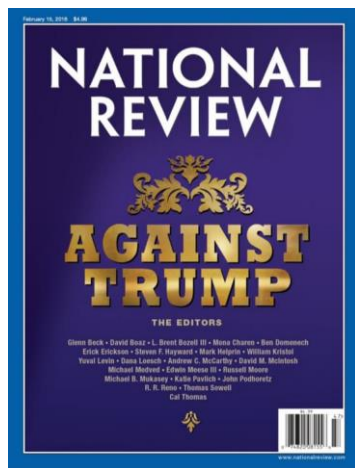
legitimer Weise Gehör verschaffen konnte. Buckley selbst hatte sich zwar noch 1957 gegen die erzwungene Aufhebung der Rassentrennung in den Südstaaten ausgesprochen. Aber nur sieben Jahre später gehörte er zu den Befürwortern des Civil Rights Act, des Bürgerrechtsgesetzes, das rassistische Wahltests und Rassentrennung endgültig aufheben sollte. Was war geschehen? Buckley stand für einen traditionalistischen Konservatismus, der sich genauso für einen christlichen Wertekanon wie einen dezidiert amerikanischen Verfassungspatriotismus einsetzt, sich dabei aber klar von reaktionärem und rassistischen Gedankengut abgrenzt. In Buckleys Wahrnehmung sollte es möglich sein, dass die Südstaaten auch ohne bundesstaatliches Zutun den Weg der Integration einschlagen würden. Der Bombenanschlag auf die 16th Street Baptist Church in Birmingham, Alabama, bestätigten seine aufkeimenden Zweifel und erschütterten den gläubigen Katholiken. Buckley gab später zu, die Lage falsch eingeschätzt zu haben – Washington habe eingreifen müssen.

Doch nicht nur moralische Erwägungen änderten Buckleys Ton: Die Entwicklungen im vermeintlich eigenen politischen Lager empfand er als erschütternd und abstossend. Das Verständnis von Konservatismus, wie es in den Südstaaten überhandnahm, widersprach seiner Überzeugung. Statt eines gepflegten, von einer demokratischen Aristokratie getragenen Gedankenguts sah er in den Südstaaten eine Art wohlfahrtsstaatlichen Populismus um sich greifen – «welfare populism», der die Werte von Eigenverantwortung, Tradition und Gemeinschaft hintan stellte. Oder wenn Gemeinschaft mitgedacht war, dann eine rassistisch reine. Diesen Wohlfahrtspopulismus sah Buckley vor allem in einem Politiker verkörpert, dem

Gouverneur Alabamas, George Wallace. Dieser sollte in den Präsidentschaftswahlen von 1968 neben den offiziellen Kandidaten tatsächlich Elektorenstimmen erhalten – allesamt im Süden.

Gegen die Wallaces Amerikas wollte William Buckley die konservative Bewegung verteidigen. In der Tat vermochte er es mit der Schlagkraft der National Review sowie dank seinen exzellenten Verbindungen in die Republikanische Partei, den konservativen Konsens dahingehend zu definieren, dass offen rassistisches Gedankengut ausgegrenzt wurde, dass man keine politische Heimat für antisemitische Verschwörungstheoretiker und Anarchokapitalisten bot.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt die Weisheit Lionel Trillings, es gebe in den USA keine Konservativen. Zum Ende des Kalten Krieges waren sie als intellektuelle und politische Bewegung weitaus vitaler als ihr Gegenpart.



Doch spätestens 2016 wurde klar, dass der konservative Konsens, an dem Buckley & Co. gearbeitet haben, nicht mehr existiert. Die «National Review» führte die grösste konservative Kampagne gegen einen Kandidaten aus den vermeintlich eigenen Reihen: «Never Trump» - «Niemals Trump» lautete die Devise, die zahlreiche bekannte konservative Intellektuelle, Wissenschaftler und Medienschaffende teilten. Dem entgegnete die republikanische Wählerschaft ein entschlossenes «TRUMP!» und hat damit erzwungen, dass sich Konservative erneut fragen: «Who are we?» – «Wer sind wir eigentlich?» Und wofür wollen

wir stehen? Und – mit wem?

Denn womit Konservative genauso wenig gerechnet hatten wie die Demokraten, die Medien und zahlreiche Analysten, das war eine «madness» der anderen Art: Das Englische «mad» steht nicht nur für «verrückt», sondern eben auch für «wütend». Und diese Wut hat sich über die republikanische Partei genauso entleert wie über jene, die Trumps Wähler als «deplorable», also bedauernswerte Geschöpfe abtaten, als Dummchen, denen die Weisheit der Oberen den Weg zum Lichte weisen würde. Gerade für die Konservativen war die Ohrfeige heftig: Ein traditionalistischer Konservatismus ist nur noch an der Oberfläche gewünscht; die marktliberalen Wirtschaftsrezepte stossen endgültig auf Ablehnung; und moderate Politik wird nur noch in Nekrologen gewürdigt.

Was nun?

Im Moment herrscht eine gewisse Orientierungslosigkeit. Einerseits deutet einiges darauf hin, dass die konservative Bewegung und die Republikanische Partei auseinanderdriften, dass sich letztere vom Erfolg des «Trumpismus» hat verführen lassen und kritische Stimmen nur noch vereinzelt zu hören sind. Andererseits gibt es jene kritischen Stimmen eben doch noch, und

wenn diese oft nur leise murmeln, so haben sie bislang ein bequemes Durchregieren Trumps verhindert. In der Federalist Society hat sich beispielsweise ein wachsamer Geist verbreitet. In diesem Verbund konservativer Juristen, bekannt für seinen Einfluss auf Richternominationen, hat sich eine Gruppe formiert, die sich «Checks and Balances» auf die Fahnen geschrieben hat und damit an die Worte der Gründerväter erinnert. Diese hatten ein politisches System erdacht, dessen Hauptziel es war und ist, die Tyrannis zu verhindern. Konservatismus ist auch ein Ausdruck des Misstrauens, eines Misstrauens in die menschliche Rationalität und Allmacht – entsprechend konservativ ist das Anliegen, keinem Einzelnen zu viel Macht in die Hände zu legen.

Diese Einsicht allein führt indessen nicht automatisch zur Wiederbelebung alter Werte. Bei ihrer ersten Begegnung mit der Cheshire-Katze sucht Alice, wie so oft in ihrer Geschichte, nach Orientierung und fragt die Katze nach dem Weg. Aber eben, Alice weiss selbst nicht, wohin sie eigentlich möchte. «Then it doesn't matter which way you go» – «Dann ist es gleich, welchen Weg du einschlägst,» meint da die Katze, irgendwohin komme Alice dann sicher. Wenn sie nur lange genug gehe. Irgendwohin werden auch Amerikas Konservative gelangen – vorzugsweise, und dies wäre nicht nur mein Wunsch, wieder zurück zu ihren Wurzeln, fern der einfachen Polemik, fern von noch einfacheren Lösungen. Zu ihrer alten Form wird sie kaum wiederfinden – denn schon Alice sieht ein: «It's no use going back to yesterday, because I was a different person then» – «Es ist sinnlos, bis gestern zurück zu gehen, denn da war ich jemand anderes.»

Und doch – können fundamentale Überzeugungen und Werte nicht zu neuem Leben finden? In einem Brief an die «National Review» bemerkte der deutschstämmige Philosoph Leo Strauss, wer allein den Erfolg zum Kriterium mache und blind sei dafür, wie edel schon der Versuch, die Anstrengung sein könne – der sei vulgär. Und würden, so Strauss, Konservative das Vulgäre nicht verachten?

Strauss meinte auch, das Leben sei zu kurz, um etwas anderes als nur die grössten Werke zu lesen. Ob Alice es in seinen Kanon geschafft hätte? Für uns hat sie sicher die richtigen Fragen aufgeworfen, mit ihr kommt aber auch die Hoffnung, dass wir durchaus auch wieder in ein Wunderland zurückkehren können. Oder um mit den letzten Zeilen des Gedichts «Alice where art thou?» von Vincent Starrett zu schliessen:

...Let us once more adventure, hand in hand:

Give me belief again – in Wonderland!

Ausgewählte Quellen

Die Originalzitate aus *Alice's Adventures Adventures in Wonderland* und *Through the Looking-Glass and What Alice Found There* sind *The Annotated Alice: The Definitive Edition* (hrsg. Von Martin Gardner; London: Penguin Books, 2001) entnommen. Die deutschen Übersetzungen stammen von Günther Flemming (Stuttgart: Reclam, 1999 & 2000).

Zur Geschichte der Alice-Bücher stütze ich mich auf Robert Douglas-Fairhursts Biographie *The Story of Alice: Lewis Carroll and the Secret History of Wonderland* (London: Vintage, 2015). Das Wirken John Tenniels wird von Frankie Morris in *Artist of Wonderland: The Life, Political Cartoons, and Illustrations of Tenniel* (Charlottesville: University of Virginia Press, 2005) nachgezeichnet. Michael Hanchers *The Tenniel Illustrations to the "Alice" Books* (Cleveland: Ohio State University Press, 1985) widmet sich ganz Tenniels Entwürfen zu den Alice-Erzählungen.

Carl T. Bogus' *Buckley: William F. Buckley Jr. And the Rise of American Conservatism* (New York: Bloomsbury, 2011) gibt Einblick in Buckleys Wirken über die National Review hinaus. George H. Nashs *The Conservative Intellectual Movement in America Since 1945* (Wilmington, DE: Intercollegiate Studies Institute, 2006/1976) ist Pflichtstoff für alle, die sich für die Geschichte der Konservativen in Amerika interessieren.

Mit *A First-Rate Madness: Uncovering the Links between Leadership and Mental Illness* (New York: Penguin Press, 2011) bricht Nassir Ghaemi mit der Vorstellung, Führungspersonen mit psychischen Erkrankungen seien notgedrungen ungeeignet in Krisensituationen – das Gegenteil sei der Fall.